

Jürgen Joachim Taegert

Die Kima und ihr Lutz
1909-1945 (I)



Das Schweigen durchbrechen

Wie Hitler bürgerliche
Berufsanfänger einfing



Verlobung 2. Okt. 1938: URSULA SCHACHENMAYER und LUDWIG TÄGERT

Im Gedenken an unsere lieben Eltern:

LUDWIG FRITZ WILHELM TÄGERT

* 31. Okt. 1909 in OSNABRÜCK

+ 22. Aug. 1966 in HANNOVER

URSULA ELISABETH TÄGERT, geb. SCHACHENMAYER

* 29. Okt. 1914 in HALBERSTADT

+ 22. Okt. 2002 in BAD KISSINGEN

Dietrich Bonhoeffer

Stationen der Freiheit

Verse aus der Gefangenschaft

August 1944 in Berlin-Tegel

ZUCHT

Ziehst du aus, die Freiheit zu suchen, so lerne vor allem Zucht der Sinne und deiner Seele, dass die Begierden und deine Glieder dich nicht bald hierhin, bald dorthin führen. Keusch sei dein Geist und dein Leib, gänzlich dir selbst unterworfen und gehorsam, das Ziel zu suchen, das ihm gesetzt ist. Niemand erfährt das Geheimnis der Freiheit, es sei denn durch Zucht.

TAT

Nicht das Beliebige, sondern das Rechte tun und wagen, nicht im Möglichen schweben, das Wirkliche tapfer ergreifen, nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist die Freiheit. Tritt aus ängstlichem Zögern heraus in den Sturm des Geschehens, nur von Gottes Gebot und deinem Glauben getragen, und die Freiheit wird deinen Geist jauchzend empfangen.

LEIDEN

Wunderbare Verwandlung. Die starken, tätigen Hände sind dir gebunden. Ohnmächtig, einsam siehst du das Ende deiner Tat. Doch atmest du auf und legst das Rechte still und getrost in stärkere Hand und gibst dich zufrieden. Nur einen Augenblick berührtest du selig die Freiheit, dann übergabst du sie Gott, damit er sie herrlich vollende.

TOD

Komm nun, höchstes Fest auf dem Wege zur ewigen Freiheit, Tod, leg nieder beschwerliche Ketten und Mauern unsres vergänglichen Leibes und unsrer verblendeten Seele, dass wir endlich erblicken, was hier uns zu sehen missgönnt ist. Freiheit, dich suchten wir lange in Zucht und in Tat und in Leiden. Sterbend erkennen wir nun im Angesicht Gottes dich selbst.

In: Dietrich Bonhoeffer, Ethik 1949

„Die Kima und ihr Lutz 1909-1945“

EINFÜHRUNG

Das Schweigen durchbrechen, oder: Warum Kriegskinder, -enkel und - urenkel sind, wie sie sind

Dieses Buch ist geschrieben von einem, der noch zur Generation der „Kriegskinder“ gehört, – um den Kindern und Enkeln Antwort zu geben auf die Frage, wieso sie sind, wie sie sind und was das mit ihren Eltern und Großeltern zu tun hat.

Auch andere, die es zu schätzen gelernt haben, die Vergangenheit mit den Augen einer „Geschichtsaneignung von unten“ zu betrachten, werden dieses Büchlein mit Gewinn lesen. Sie werden die These bestätigt finden, dass jeder Generation, ohne dass sie sich das aussuchen kann, Aufgaben gestellt sind, in denen sie sich bewähren muss. Manchmal ist die Brisanz der jeweiligen Zeit nicht gleich zu erkennen; dann gehen uns die Augen vielleicht erst im Nachhinein auf, und wir erkennen mit Schrecken, was wir hätten tun müssen und dass wir versagt haben.

Für die Generation meiner Eltern wurde die sehr kurze Zeitspanne von 1933–1945 zur Nagelprobe für ihr ganzes Leben, ohne dass ihnen das wohl je ganz klar war, – zwölf kurze, fordernde Jahre, die sich in das Gedächtnis der Menschheit auf ewige Zeiten eingegraben haben und derentwegen wir Deutschen uns immer noch vor der Weltgeschichte schämen. Die besondere Herausforderung

dieser Zeit verhindert auch, dass wir diese Epoche, wenngleich die Ereignisse jetzt schon über 70 und noch mehr Jahre zurückliegen, einfach in den Gang der Geschichte einordnen, als wäre sie so wie andere Zeiten. Nein, diese Zeit, die unsere Eltern und Großeltern miterlebt haben, war eine besondere Frist der Prüfung auf Moral und Verantwortung, und auf diese Prüfung waren sie nicht wirklich gefasst. Aber ob sie diese Prüfung damals bestanden haben, diese Frage war für ihr ganzes weiteres Leben bedeutsam, und sie berührt auch uns als Nachkommen unvermeidlich.

Zu den erschreckendsten Erkenntnissen über diese Zeit gehört ja, dass sich damals die meisten Menschen in Deutschland und viele darüber hinaus fast widerstandslos in das unheimliche Denken und Handeln des Hitlersystems haben verstricken lassen. Was man bei dieser Beobachtung festhalten muss: Es sind keine Fanatiker oder begriffsstutzige, sondern „ganz normale“ bürgerliche Menschen, die sich in eines der vielen ausgelegten Netze locken ließen. Hinterher weiß man, dass ein kleiner oder größerer Widerstand nötig gewesen wäre, in Politik und Wirtschaft, mehr Protest auch in den Kirchen, auf den Straßen, in den Universitäten und Schulen und in den Häusern. Auch wenn man zugeben muss, dass solcher Widerstand von der ersten Stunde der Machtergreifung Hitlers an nicht müheless, sondern in diesem Willkürsystem der Nazis von vielen Gefahren bedroht war, so erscheinen doch, rückschauend betrachtet, die guten Früchte dieser Zeit, die es auch gab, eher spärlich.

Von solchen guten Früchten legen z.B. die grünenden Bäumchen Zeugnis ab, von denen wir uns in Yad Vaschem bei Jerusalem im „Hain der Gerechten“ berühren lassen können. Juden, die die Zeit der Verfolgung und Vernichtung überlebt haben, haben diese Bäume angepflanzt. Sie verkünden den Glauben, dass man auch in schlimmsten Zeiten Gutes tun kann. Wir heute Lebenden dürfen für

solche Hoffnungszeichen dankbar sein: Die diese Bäume gepflanzt haben, reichen den Nachfahren der Täter von damals die Hand.

Aber im Mittelpunkt unserer Betrachtung der „ganz normalen“ bürgerlichen Menschen dieser Zeit stehen ja nun zwei, die uns persönlich nahe sind: „Die Kima und ihr Lutz“. Wir stellen sie als exemplarisch vor für viele junge Deutsche aus dem bürgerlichen und volkskirchlichen Milieu. Ihre Jugend erleben sie nach der Katastrophe des Ersten Weltkrieges in der Weimarer Republik. Sie werden zu Zeitzeugen des Emporkommens der Nazis und müssen ihre persönlichen Entscheidungen treffen.

„Lutz“, – so nannte Ursula Schachenmayer ihren Mann Ludwig Tägert, den sie mitten in dieser explosiven Zeit kennen und lieben lernte. In der Verlobungszeit nannte sie ihn bisweilen liebevoll-verspielt auch ihr „Peterle“ oder „Lutze Peterle“. In ihren Kriegsbriefen ist es dann ihr „liebster Lutz“ oder ihr „liebster Mann“, meist ihr „geliebter Mann“, manchmal ihr „liebstes Herz“ oder einfach ihr „Liebster!“ Wir Kinder nannten ihn nur „Papi“, oder sogar „Pappi“, obwohl er durchaus nicht von Pappe war, während er selbst seinen eigenen Papa in der Erinnerung stets respektvoll nur „Vater“ nannte und ihn zu Lebzeiten auch wohl noch stets so anredete.

Der Name „Kima“ für unsere Mutter ist aber eigentlich ein Anachronismus, denn so nannten wir sie erst nach dem allzu frühen Tod ihres Mannes. Da suchte die nun heimatlos Gewordene in ihrem tiefen Kummer nach den Wurzeln ihrer Kindheit am Ort ihrer Jugend im idyllisch-unterfränkischen und zugleich kulturell weltläufigen Bad Kissingen. Und wirklich gelang es ihr, in den immerhin 36 Jahren, die ihr hier noch zu leben vergönnt waren, noch einmal anzuknüpfen an das kirchliche, berufliche, kulturelle und soziale Leben dieser Kleinstadt. Mit den Jahren ihrer Schulzeit zusammen hat sie weitaus mehr als die Hälfte ihres Lebens hier in Bad Kissingen verbracht.

Deshalb gaben wir ihr – nach meiner Verheiratung, als dann 1969 unser erstes Kind kam, – den Namen „KIMA“. Er war eigentlich eine Abkürzung in der Babysprache unseres Erstgeborenen für die „Kissinger Mama bzw. Oma“ und war zur Unterscheidung von der anderen Oma gedacht, die wir entsprechend „KAMA“ nannten. Denn die Mutter meiner Ehefrau Dorothea wohnte mit ihrem Mann, dem Pfarrer Hugo Karl Schmidt, zu der Zeit in Katzwang im Nürnberger Land und war folgerichtig die „Katzwanger Mama bzw. Oma“.

Mein Vater hatte andere Namen für seine Frau. In der ersten Zeit des Verliebtseins nannte er sie sein „Bärlein“, nach dem lateinischen Stammwort ihres Vornamens Ursula. Wenn er über sie sprach, war sie für ihn, wie auch für ihre Geschwister, meist „Olla“, ein Name, den wohl schon ihr wortschöpferischer Vater Max ersonnen hatte. In den Kriegsbriefen meines Vaters dominieren aber die Koseworte „Herz“ und „Lieb“: Ursula ist sein „Lieb“, „liebes Herz“, seine „geliebte Ursel“ oder auch „Herzensursel“ oder „Urselherz“, oder sie ist sein „herzliebstes Urselfrauchen“. In der Zeit, als ihr erstes Kind zur Welt kommt, ist sie auch sein „liebstes Muttilein“ oder „Herzensmuttilein“.

Dieser Ausdruckswandel zu „Mutti“ für die Ehefrau mag auch der frühkindlichen Erinnerung geschuldet sein, die jetzt aus dem Unterbewusstsein bei Lutz wieder auftauchte. Er hatte ja seine eigene Mutter schon im Jugendalter verloren, er war bei ihrem Tod erst 15 Jahre alt. Bereits seit seinem vierten Lebensjahr hatte er unter dem Damoklesschwert des drohenden Mutterverlustes leben müssen, nachdem sie sich von der Totgeburt eines zweiten Kindes nie mehr ganz erholt hatte. In der Geburt seines ersten eigenen Kindes wird für Lutz die geliebte Mutter wieder lebendig, und die schmerzende Wunde schließt sich.

23 Jahre war Ursula alt, als sie ihren Lutz am Höhepunkt der Nazizeit im Sommer des Jahres 1938 kennenlernte. 28 weitere Jahre hindurch durfte sie dann mit ihm leben. Das

restliche reichliche Drittel ihres Lebens ohne ihn als Witwe waren für sie wie eine Schifffahrt in hohem Seegang ohne Ruder und mit zerfetztem Segel, unterwegs zu fernen, verschwommenen Zielen der Sehnsucht, die unerreichbar blieben.

Auch mir setzte der Tod meines Vaters damals sehr zu. Ich war gerade 25 Jahre alt geworden, als ich unvermittelt an sein Totenbett im Henriettenstift in Hannover gerufen wurde. Beim Abschied war ich ganz allein in diesem Krankenzimmer. Erst 56 Jahre war er alt, und er hatte meinen Geburtstag acht Tage zuvor schon gar nicht mehr mitfeiern können.

Er hatte die Jahre hindurch immer wieder Kuren zur Heilung seiner latenten Bronchitis unternommen, die sich bereits in seiner Kindheit angedeutet hatte, war aber leider Raucher geblieben. Ahnungsvoll und besorgt hatte ich seine letzten drei Lebensjahre innerlich begleitet, seitdem er sich als Bundesbahnoberrat am 1. April 1965 von Würzburg zum Bahndezernat Hannover hatte versetzen lassen. Er hatte gemeint, er wäre es sich und seiner Familie schuldig, auf der Karriereleiter der Eisenbahnbeamten, der berüchtigten „Beamtenlaufbahn“, noch eine weitere Stufe zu erklimmen. Ich hatte kein gutes Gefühl bei seinem Ansinnen. Und dieses ungute Gefühl hatte mich schon länger begleitet.



Das letzte Bild einer „heilen Familie“:
Die KIMA und ihr LUTZ im Sommer 1963 in WÜRZBURG mit ihren Kindern (v.li)
JÜRGEN, URSULA, WERNER und LUTZ-PETER

So ist mir heute noch in bewegender Erinnerung, als wäre es gerade gestern gewesen, wie mein Vater mich bereits während meiner freiwilligen Zeit bei der Bundeswehr in Göttingen im Jahr 1961 einmal am Bahnhof treffen wollte, um in meiner Gegenwart seine Gedankenexperimente darzulegen: ob er lieber den Schritt in die Privatindustrie wagen sollte, zu der er gute Kontakte hatte, oder ob er doch lieber den scheinbar sicheren Weg auf der bahneigenen Karriereleiter fortsetzen sollte.

Ich hätte ihn mir von seinem Typ her sehr gut in der freien Wirtschaft als kompetenten Berater bei Ingenieurfragen vorstellen können. Er war ja nicht nur ein leidenschaftlicher Fachmann des Ingenieurwesens, zumal wenn es um die Kombination von Maschinenbau mit Elektrizität ging,

sondern auch ein guter Kommunikator. Der Umstieg hätte dem damals 52-jährigen noch einmal eine ganz neue Berufs- und Lebensmotivation gegeben.

Aber er hatte sich im Grunde schon entschieden; er wählte die Fortsetzung der Beamtenlaufbahn. Und die nahm er mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Verantwortungsbereitschaft auch wahr. Ich war eigentlich ein wenig enttäuscht und besorgt. Denn ich ahnte damals, welche Fallstricke in höheren Hierarchieebenen lauern, die für sensible Menschen psychisch sehr gefährlich werden können. Sich über solche menschlichen Fußangeln hinwegzuträumen, hat wenig Sinn, denn „unverhofft kommt oft“. Vielleicht ahnte ich die Katastrophe im Voraus, die sich dann ereignete, ja, ich fühlte die kommenden dunklen Ereignisse geradezu; ich kannte meinen Vater ziemlich gut.

„Unverhofft“ betrat er mit seinem Amt in Hannover einen Raum des Mobbing. Solch sublimer seelischer Terror am Arbeitsplatz, wie er in dieser Hierarchiestufe des gehobenen Bahndienstes damals anscheinend an der Tagesordnung war, schockiert nur Ahnungslose. Wer nach Beförderung strebt, hat verinnerlicht, dass er „Ellenbogen“ braucht. Die diesbezüglichen Aktionen von Kollegen und Vorgesetzten sind nicht leicht zu durchschauen. Wer sie widerspruchslos akzeptiert und nicht zurückkeilt, gilt als schwach. Wer sich aber beklagt, gilt rasch als Querulant. So ist der Gemobbte auch immer der Gefoppte, nie die anderen. An der Oberfläche muss aber stets der Schein des guten Betriebsklimas gewahrt bleiben; deshalb darf man über Störungen nicht reden.

Lutz' sensibles Gemüt, das von der preußischen Korrektheit seines Elternhauses, von Anstand und Zurückhaltung geprägt war, machte ihn wehrlos. Sein Körper wurde zum Barometer seiner Gefühle. Zunehmend suchten ihn schwere Asthmaanfälle heim, er musste eingehende Heilkuren machen, um seine Arbeitsfähigkeit zu erhalten. Einmal erzwang sein Leiden sogar den

Nottransport per Kranken-Flugzeug über die Alpen aus dem ersehnten Urlaub im sonnigen Italien.

Lutz' weiteres Schicksal erfüllte sich auf tragische Weise. Die Anfälle von Atemnot schwächten ihn körperlich außerordentlich und kränkten sein berufliches Pflichtgefühl. Die Ärzte wussten sich keinen Rat, wie man dieser Attacken Herr werden könnte. Eine psychologische Beratung war zu dieser Zeit noch nicht „in“.

Da tat LUTZ etwas, was mich als sensiblen Studenten der Evangelischen Theologie damals zutiefst irritierte: Er fuhr in die Lüneburger Heide; und wie einer, der nach einem letzten Strohalm greift, nahm er dort die esoterischen Dienste eines Schäfers und Heilers in Anspruch. Er ließ sich von einem einschlägig bekannten Heidjer „besprechen“.

Doch wusste er tiefinnerlich wohl von der Vergeblichkeit solch irrationaler Bemühungen. Denn, wohl von eigenen Ahnungen getrieben, begann er nun fast zwanghaft, noch einmal alle Ort früherer Erinnerungen zu bereisen, als wollte er Abschied nehmen.

Zuletzt begab er sich zu einer von den Ärzten angebotenen Therapie ins Henriettenstift in Hannover. Es war ein absurder Heilungsversuch, der zwar nicht die Ursachen, wohl aber die Folgen des Problems bekämpfen sollte. Man hatte ihm nämlich vorgeschlagen, sich am Hals einen Nerv durchtrennen zu lassen, den man als Auslöser der Anfälle betrachtete. Dieser Plan, auf den er selbst offenbar seine letzten Hoffnungen setzte, ließ mich innerlich völlig erstarren.

Mein siebentes theologischen Studiensemester in Berlin ging gerade zuende. Einer meiner Schwerpunkte dort war die Existenzphilosophie und ihre Verbindung zur Theologie von Kierkegaard bis Heidegger gewesen. Die philosophisch-geistliche Meditation mit ihrem bewussten „Vorlaufen zum eigenen Tod“ hatte mich überzeugt. Mir war klar geworden, dass man den Sinn des Daseins nur zusammen mit seinen Grenzen haben kann. Man soll vor den hier aufbrechenden

Tiefen und Ängsten nicht ausweichen, fliehen oder die Augen verschließen. Denn „das Nichts ist der Schleier zum Sein“. Erst „im Angesicht des Todes“ gewinnt das Leben an Bedeutung, Inhalt und Form. Kein Leben ohne Tod, kein Tod ohne Leben.

Eben hatte ich zu meinem 25. Geburtstag einen beschwerlichen Abstecher auf der holprigen Interzonenautobahn durch die martialisch gesicherte DDR nach Hannover unternommen; aber zu meinem Kummer hatte ich den Vater nur tief geschwächt und teilnahmslos im Krankenbett angetroffen. Mir war nicht zum Feiern zumute. Freilich rechnete niemand wirklich mit dem Äußersten.

Doch am 22. August 1966, in der Woche nach diesem Geburtstag, kam aus der Klinik die schockierende Nachricht von seinem Ende.

Ein Kunstfehler? Gegen diese berechtigte Vermutung meiner Familie verwahrte und verbündete sich die Ärzteschaft. Meine verzweifelte Mutter brach völlig zusammen und verfiel in tiefste Depressionen. Seitdem verwandelte sie sich aus einem kraftvoll-schöpferischen zu einem verbittert leidenden Menschen mit schwankendem Lebenswillen.

Ich selbst erlebte diesen Tod als ein Reinigungsbad, das mich in meinem Glauben eher stärkte und in meiner Lebenseinstellung festigte. Als ich damals ganz allein im Krankenhaus am Totenbett meines Vaters kauerte, sah ich keinen kalten Leichnam, sondern einen Menschen, der nur schläft, der aber doch schon unterwegs war hin in eine andere Welt und sich mir nicht mehr zuwenden konnte.



Nur noch bewegende Erinnerung: Die KIMA und ihr Lutz 1963 kurz vor der verhängnisvollen Entscheidung zum Wechsel nach HANNOVER

Ich kniete nieder und stützte meine Arme an das Bett. Da brach aus mir ein hemmungsloses Weinen heraus, ein Sturzbach von Tränen. Dieses Weinen, das ich nicht beherrschen konnte, war für mich eine ungewohnte und unerwartete Erfahrung.

Heute, nach mancher Aha-Erkenntnis über meine Kindheit und die Zeit meiner Eltern, ist mir der Hintergrund klarer; und das Wissen durch neuere psychologische Untersuchungen bestätigt mich auch in meinen Gedanken:

Ich gehöre ja noch zur Generation der „Kriegskinder“, die im Ungeist des Nationalsozialismus erzogen wurden. Wir haben von unseren ersten Lebenstagen an gelernt und eingebläut bekommen: „Ein deutscher Junge ist stolz und hart, er weint nicht“. Mit dieser herben Einstellung

zusammen war mir, wie auch meinen Alterskollegen, ein ganzes Korsett an einschnürenden Lebensvorschriften übergestülpt worden, mit dem unser Wohlverhalten gegenüber der Welt der Erwachsenen erzwungen werden sollte. Gegen diesen aufgenötigten seelischen Panzer hatte ich als Kind oft rebelliert und getrotzt.

Diese Zwangsjacke der Gefühle begann sich aber in jenem Moment des Todes zu lösen, wie die stählernen Bande des „Eisernen Heinrich“. So wurde dieser schockierende Tod meines Vaters zum Ereignis, das die ererbten Fesseln der unsäglichen Nazizeit in mir zu sprengen half, um einer reiferen Lebenseinstellung Platz zu machen.

Sicher erinnere ich mich aus meiner Kindheit, dass ich schon einmal feuchte Augen bekommen und tiefe Rührung verspürt hatte, etwa beim Anschauen des bewegenden Films „Heidi“ (1952). Wir kannten ja noch kein Fernsehen und gingen auch sehr selten ins Kino, drum blieben solche Einzelereignisse stärker haften. Doch diese Heidi-Tränen kamen aus einer Regung der Sentimentalität und waren mir als damals knapp 11-jährigem auch ein bisschen peinlich gewesen, ich hatte versucht, sie zu verbergen. Nun aber, am Totenbett meines Vaters, überfielen mich zum ersten Mal in meinem Leben wirklich Tränen tiefster Erschütterung. Sie waren anders, aufwühlender als die Tränen meiner Kindheit. Und ich merkte: Das war mein endgültiger Abschied von meiner Kindheit und Jugend und damit vom zwanghaften Über-Ich der Kriegskinder.

Als ich jetzt, ziemlich genau 50 Jahre nach diesem Tod meines Vaters, daranging, die Erinnerung an meine Eltern für den dritten Teil meiner „Tägert-Taegert-Familien-Saga“ zu sichten, sie mit dem Leben der nächsten Verwandten zu verknüpfen und in den Kontext der damaligen Zeitgeschichte einzufügen, da stieß ich immer wieder auf vergleichbare bestürzende Zusammenhänge. Und immer wieder erlebte ich, dass Tränen in meinen Augen aufschießen wollten und mir spontan zum Weinen zumute

war. Welch eine schlimme Zeit, so musste ich immer wieder denken, als ich mir das Unheil vor Augen führte, das in der Zeit meiner Eltern über Deutschland und die Welt gekommen ist!

Wie unfassbar, dass eine Handvoll fanatischer Weltverbesserer es seinerzeit geschafft hat, den guten Glauben, das Gewissen und die Verantwortung der Mehrheit auch der gebildeten Deutschen zu missbrauchen! Welche eine Tragödie, dass sich auch die redlichsten Menschen damals korrumpieren ließen! Wie erschreckend, dass sie es verstanden haben, auch idealistisch eingestellte Menschen in die menschenfeindlichen Ziele ihres kruden Gedankengebäudes heillos zu verstricken! Ja, es sind erschreckende Vorgänge, von denen diese wenigen und doch entscheidenden 12 Jahre der Nazizeit gefüllt waren, – auch heute noch, zwei Generationen später, bringen uns viele Geschehnisse zum aufgewühlten Trauern und zum bekümmerten Weinen!

So ist dies leider kein so ganz heiteres Büchlein geworden, wie man es eigentlich gern über seine Eltern und Großeltern schreiben würde. Dabei war mein Vater eigentlich ein fantasievoller Lebenskünstler und ein großer Optimist, der neben dem ernsten Gespräch auch die heitere Geselligkeit suchte. Insofern war er auch der ideale Chef. Dass sich jeder Mitarbeiter wohlfühlte, war ihm wichtig. Er konnte seine Leute zu konzentrierten Leistungen anspornen, verstand es auch mit ihnen heiter zu feiern.

Auch meine Mutter konnte sehr heiter, gesellig und ausgelassen sein, jedenfalls noch in der Zeit meiner Jugend. Viele Menschen, die in den folgenden Geschichten beschrieben werden, und auch wir selbst als Kinder, haben mit beiden Elternteilen durchaus viele Stunden voll unbeschwerten Frohsinns erlebt. Aber der Grundtenor dieser Erinnerungen ist doch ernst.

Denn anders als in den beiden ersten Bändchen unserer Familiensaga, die ja auch von vielen abgrundtiefen

Tragödien zu berichten wissen, muss man dieser Generation doch die Frage nach der kleinen oder großen Mitschuld stellen, für das, was in deutschem Namen in der Zeit des Hitlerregimes anderen Menschen – und leider auch uns Kindern – angetan worden ist und für das, was aus Deutschland durch den moralischen Verfall dieser Zeit und seine Folgen geworden ist.

Es ist eine weitere große Tragödie und wirklich zum Weinen, dass unsere Eltern und viele andere „Jedermanns“ ihre Verstrickung in der Nazizeit damals als unwesentlich betrachtet und so zum Funktionieren dieses Unrechtssystems beigetragen haben. Noch mehr zum Weinen ist, dass nur wenige aus dieser Generation ihre Mitbeteiligung als Schuld anerkennen wollten. Nach dem Krieg haben sie uns Kindern gegenüber ihr zweifelhaftes Tun in der Hitlerzeit in der Regel eisern verschwiegen.

Unsererseits unsere Eltern auf die Fragen dieser Zeit anzusprechen, verbot sich uns seinerzeit aus Respekt. Wenn wir es doch versuchten, erlebten wir nur bleibende Verhärtungen und aggressive Abwehr. Es ist die Sprachlosigkeit dieser Generation, oder vielmehr ihre Sprachverweigerung, die uns nachträglich am meisten enttäuscht. Ebenso wenig hilfreich ist auch das Drängen auf Vergessen, wenn andere heute ungeduldig fordern, „nicht immer nur die negativen Seiten der deutschen Geschichte hervorzukehren und zu würdigen, sondern auch die positiven im Unterricht darzustellen“.

Wenn wir für die Generation unserer Kinder und Enkel nun versuchen, die Geschehnisse von damals in einer ausführlichen „Geschichtsaneignung von unten“ aufzuarbeiten, dann sicher nicht in der Absicht, die der Theaterautor des Stücks „Tiergarten 4“ seinem fiktiven Enkel des Tötungsarztes Ullrich in den Mund legt, um die Rolle seines Großvaters zu verharmlosen: „Klar hat es auch Sauereien gegeben“ (mehr dazu ab S. →), sondern um

ehrlich auch unsere eigene Verführbarkeit zu bedenken und für unsere Eltern mit um Vergebung zu bitten.



Lebenskünstler mit Bier und Zigarre:
LUTZ TÄGERT bei einer Betriebsfeier des DB-Maschinenamtes WÜRZBURG 1963

So tritt dieser Versuch der nachträglichen schriftlichen Bestandsaufnahme an die Stelle, die besser ein offenes Gespräch zwischen den Generationen geleistet hätte.

Der erste Entwurf für dieses Büchlein entstand bei meinem Besuch im Krankenhaus von BAD KISSINGEN bei meiner Mutter im schicksalshaften Jahr 2001, ein Jahr vor ihrem Tod. Ursprünglich hätte es Teil II einer vor allem auf den mütterlichen Zweig ausgerichteten Familientrilogie werden sollen, deren erster Teil vor allem mit den Kissinger Großeltern zu tun haben sollte und deren dritter Teil das Leben der Kinder erzählen sollte.

Nun ist etwas ganz anderes daraus geworden, nämlich ein Bändchen mit Lebensbeschreibungen von Menschen, die aus dem bürgerlichen Milieu im ausgehenden Kaiserreich kamen und von völkisch-nationalen Sehnsüchten erfüllt waren. Sie erlebten das Ringen um die Demokratie in der

Weimarer Republik unberührt mit und verinnerlicht die Hitlerzeit begeistert. Den Untergang Deutschlands mit dem Zweiten Weltkrieg nahmen sie voll Selbstmitleid zur Kenntnis.

Schade ist, dass der erste Teil dieses Büchleins, der ausführlich das Leben und die Vorgeschichte der mütterlichen Eltern MAX und MARGARETE SCHACHENMAYER in Blick nehmen und damit auch die Spuren des frühen völkisch-nationalen Denkens und seine Beziehung zum Protestantismus untersuchen sollte, leider nicht wie ursprünglich geplant umgesetzt werden konnte.

Ich hatte ja noch Mutters Mutter MARGARETE persönlich erlebt, die stets anregend und spannend von früher zu erzählen wusste, so auch von ihren Erfahrungen und Erlebnissen im elterlichen Pfarrhaus in THALE am Harz. Und ich hatte gehofft, dass meine Mutter hier vieles erfragen und festhalten würde. Denn seitdem die Kima verwitwet war, lebte sie ja wieder am Wohnort ihrer Eltern Bad Kissingen. In den Jahren, in denen die Großmutter, allmählich erblindend, ihren Lebensabend im Altenheim verbrachte, war meine Mutter, die Kima, auch diejenige, die den regelmäßigsten und intensivsten Kontakt zu ihr hatte. Ich hatte meiner Mutter deshalb schon vor langer Zeit ein tragbares kleines Tonbandgerät anvertraut, mit der Bitte, unsere Oma zu Lebzeiten zum Erzählen zu bewegen.

Warum sie es nicht einmal in Ansätzen unternommen hat, uns diese Bitte zu erfüllen, obwohl es ihr ein Leichtes gewesen wäre und obwohl sie sonst immer wieder ihr persönliches Interesse an den „Ahnen“ herausstellte, bleibt ihr ganz persönliches Geheimnis.

So fehlen wichtige persönliche Elemente der familiären Spurensuche, insbesondere aus der Geschichte der Sachsen-Anhaltischen Pfarrerdynastien GRABE und MÖLLER, die ich in dem nun vorliegenden Bändchen nur in Ansätzen rekonstruieren kann.

Andererseits habe ich einige spannende Einzelheiten über den Schachenmayer-Dannheimer'schen Stammbaum meiner Mutter bereits in meinem 2014 herausgebrachten zweiten Teil unserer „Tägert-Taegert-Familiensaga“ »Wenn die Erdachse schwankt« aufgenommen und dort insbesondere dem „Kemptener Bürger und Buchdrucker, Zeitungsmacher und Verleger, Magistrats- und Landrat, Demokrat und Menschenfreund Tobias August Dannheimer“, dem Urgroßvater unserer Mutter, ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch gab das 225. Jubiläum der Buchhandlung Dannheimer und der ehrwürdigen Kemptener Zeitung im Jahr 2008 der ganzen Stadt Kempten Anlass zu einem dankbaren Rückblick, der dort nun in den Archiven verewigt ist.

Ausgewertet habe ich, neben den Erinnerungen und Unterlagen meiner Mutter und dem Lebenslauf meines Vaters, auch die vielen Hunderte von Kriegsbriefen meiner Eltern und die kurz gefassten maschinenschriftlichen Aufzeichnungen unserer Großmutter Margarete Schachenmayer über ihren Ehemann Max, sowie Auszüge aus den Kirchen- und Familienbüchern.

Als Ergänzung zur sehr knapp gehaltenen, von ihm selbst geschriebenen Biographie unseres Vater Ludwig Taegert, der sich selbst noch „Tägert“ schrieb, habe ich bereits in meiner Jugend Fotos von Ahnenbildern aus dem Haus seiner Vorfahren Niemeyer, den Nachfahren des Direktors der Halleschen Anstalten August Hermann Niemeyer, in Hamburg gesammelt und in einer eigenständigen kleinen Mappe zusammengefasst. Ferner habe ich später noch eine kleine Broschüre zum Vorfahren August Hermann Francke aus der gleichen Linie verfasst und seinerzeit unter dem Titel „Kleines Hallesches Gesangbuch“ 1994 im engsten Familienkreis verteilt. Daraus habe ich die wichtigsten Informationen und Bilder in das genannte Bändchen „Wenn die Erdachse schwankt“ mit aufgenommen.

Leider ließ sich auch mein weiterer Plan, die Familiengeschichte meiner Eltern aus der Sicht der „Kima“ ab ihrer Verheiratung von ihr selbst erzählen zu lassen, nicht verwirklichen. Schon nach dem Interview zum vorliegenden Büchlein fühlte sie sich zu angestrengt, um weitere Erinnerungen zuzulassen. Ein Jahr später, am 22. Oktober 2002, ist sie dann im Alter von fast 88 Jahren gestorben.

So ist es also weniger ein Zeitzeugenbüchlein von unseren Eltern und Großeltern geworden, als ein Büchlein über sie. Ich habe die Lebensgeschichte von Ludwig und Ursula Tägert, die ich in dem Interview seinerzeit in Kurzform aufgefangen habe, dann aus anderen Dokumenten, Briefen, Erinnerungs- und Fotoalben und weiteren speziellen und allgemein zugänglichen Informationen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges ergänzt.



Beziehungsreiche Erinnerung:
LUDWIG TÄGERT (links im Bild) an einem fortschrittlichen Triebwagen seines
Maschinenamtes Hameln, dem von Akkus und Elektromotoren getriebenen
„kleinen Roland“ ETA 176 006

Vielleicht wollen auch meine noch lebenden Geschwister Ursula und Werner, jeder aus seiner Sicht, die hier nun fehlende Fortsetzung der Familiengeschichte ab 1945 bzw. 1950 für sich aufschreiben. Beide haben damals mit dem Tod des Vaters und der seelischen Erkrankung der Mutter vor riesigen persönlichen Herausforderungen gestanden.

Bei meiner Schwester war damals, wie sich das manchmal in Familien so fügt bei Todesfällen, ein Kind unterwegs. Sie hatte zwar eine fertige Ausbildung, stand aber als Alleinerziehende vor der Doppelbelastung, sich eine berufliche Basis zu erarbeiten und zugleich ihr Kind zu erziehen. Mit der Hilfe der Mutter war angesichts derer desolaten seelischen Verfassung nicht zu rechnen.

Und der jüngste Bruder Werner war ja mit seinen 16 Jahren damals noch mitten in seiner Gymnasialausbildung. Er hatte schon vorher mit den Dienstortwechseln des Vaters jeweils den Schulort zweimal wechseln müssen, mit der Entscheidung, im Schuljahr vor- oder zurückzuspringen, und war nun in der Klasse der Jüngste.

Diesmal entschied er sich, allein am Ort zu bleiben, ohne Mutter, in einem Internat der Kirche. Er bestand gleichwohl sein Abitur glänzend und schaffte dann auch die Schritte ins Studium und zur Promotion ganz allein. Aber er vermisste doch schmerzlich das elterliche Gegenüber, das Anteil nimmt am Gelingen des eigenen Lebens,

Mein eigener Beitrag für die weitere Geschichte der Familie nach dem Krieg, der bis zu meiner Geburt im Jahr 1941 zurückreicht, ist das 2012 im Buchhandel erschienene autobiographische Buch „wild und fromm“, in dem ich Erfahrungen meiner Kindheit und Jugend einzeichne in die Geschichte der Christlichen Pfadfinderschaft in Hameln von 1949-1963, der ich viel verdanke, und sie verknüpfe mit der Problematik der Jungen-Emanzipation heute.

Viele ergänzende Exkurse über die monströse Zeit des Hitlerismus finden sich auch in dem im März 2016 von mir herausgegebenen und kommentierten Buch mit den

Lebenserinnerungen meines Schwiegervaters Hugo Karl Schmidt „In Ängsten – und siehe wir leben“.

In meinem jüngsten Projekt „Myrten für Dornen“ über die Kirchen- und Ortsgeschichte des oberfränkischen Ortes Weidenberg ist die Betrachtung der Zeit von 1919–1949 der Schwerpunkt. Die Ergebnisse vieler Recherchen, die ich dafür unternommen habe, sind auch für das Verständnis des Lebens von Ursula und Ludwig Taegert hilfreich.

*Jürgen-Joachim Taegert
Kirchenpingarten 2016*

INHALTSÜBERSICHT

EINFÜHRUNG

I. KIMAS WURZELN

VON ALLGÄU, PREUßISCHER PROVINZ SACHSEN UND MAINFRANKEN
LANDSMANNSCHAFTLICH GEPRÄGT

ELTERN IM BÜRGERTUM DES FRÜHEN 20. JH.

Ein Leben lang der Marine verfallen: Max
Schachenmayer

Kulturbewusste Pfarrerstochter: Margarete
Schachenmayer

Ein ungleiches Paar

Ein Marineingenieur im Ersten Weltkrieg

Bescheidenes Leben nach dem Ersten Weltkrieg

II. ZWISCHEN GEHEIMDIENST UND WELTRAUMFAHRT

DIE PUTTKAMERS UND INGE SCHACHENMAYER

Jesco v. Puttkamer sen. – ein Geheimdienstmann,
der eine Mutter sucht

Ein Junge, der nach den Sternen greift

Eine Tante mit begrenztem Sinn für die
Verwandschaft

III. ZWISCHEN ÄRZTLICHEM ETHOS UND MÖRDERISCHEM T4-PROGRAMM

DER MEDIZINER AQUILIN ULLRICH UND SEIN GENIUS LISELOTTE
SCHACHENMAYER

Verführt vom Nationalsozialismus

In den Fängen eines übergriffigen Rassehygienikers

Brandenburg/Havel – Experimentierfeld des
Genozids

Familiengründung in dunklen Zeiten

Bei der Umsiedlung der Bessarabiendeutschen
ärztlich tätig

Die langen Schatten von T4

IV. KIMA UND DIE TRAGÖDIE DES „BRIGITTCHEN“

V. EIN WEG INS LEBEN IN DER AUFKOMMENDEN NAZIZEIT

AUF DEM PFAD ZUR EIGENEN PERSÖNLICHKEIT

Schulzeit in Bad Kissingen und Schweinfurt

Zwischen Bündischer Jugend und
Nationalsozialismus

Ein Abitur aus Trotz

ZEITBEDINGTE WEGE UND IRRWEGE

Für die Nazi-Ideologie indoktriniert durch den
Frauenarbeitsdienst

Begeisterung für den Nationalsozialismus

Trennung von der Kirche

Kunstlehrerin am Gymnasium oder Modezeichnerin?

Per Fahrrad auf Begegnung mit den eigenen Wurzeln

VI. ZWISCHEN FASZINATION DES NATIONALSOZIALISMUS UND EKEL

Studienabbruch wegen der Kunstfeindlichkeit der
Nazis

Das Busunglück

Kreisgeschäftsführerin bei der NS-Frauenschaft

Beim geheimen Kriegsprojekt der Nazis in
Oerlenbach

VII. GEFUNDENES GLÜCK IN BRAUNEN ZEITEN

Ein unerwarteter Rosentag

NORDDEUTSCH-PREUSSISCHES BÜRGERTUM: LUDWIG TÄGERT UND
SEINE FAMILIE

Der zukünftige Ehemann und seine seefahrenden
Onkel

Lehrer aus Leidenschaft: Friedrich Tägert

Eine liebevolle Mutter: Margarethe Tägert, geb. v.
Harriehausen

Ein Buch voll zärtlicher Erinnerung

LUDWIGS SCHULISCHER UND BERUFLICHER WEG

Ein Humanist mit technischen Neigungen

Zum Geldverdienen bei der Nazi-Tarnfirma WiFo

EINE GRAUE HOCHZEIT

Vorschau

ANHANG

I. KIMAS WURZELN

Von Allgäu, preußischer Provinz Sachsen und Mainfranken landsmannschaftlich geprägt

Dem Mainfränkischen galt stets ihre ausgesprochene Liebe. Und in BAD KISSINGEN und WÜRZBURG als der Heimat ihrer Kindheit und Jugend war sie vom Gefühl her verwurzelt. Doch vom Herkommen und in ihrem Wesen war die KIMA, unsere Mutter URSULA TAEGERT, durch die Eigenheiten ganz anderer, weiter entfernter landsmannschaftlicher Einflüsse geprägt; und die muss man kennen, um sie zu verstehen.

Da war ihre unbeirrbare Willenskraft, ihr staunenswerter Überlebenswille, ihr patrizierhafter Familienstolz und ihr Hang zur Bodenständigkeit; sie lassen uns den Allgäuer Dickschädel der Schachenmeyerschen (Ur-)Großeltern aus ISNY erahnen; durch Generationen von Papiermachern und Papierverwertern hatten es diese bürgerlichen Unternehmer in der protestantischen Reichsstadt am Fuß der Allgäuer Alpen zu Ansehen und Einfluss gebracht.

Doch da war immer auch ein ungestümer Gerechtigkeitswille; da war ihre kulturelle und geschichtliche Interessiertheit und Belesenheit, sowie manche poetischsprachliche und grafisch-gestalterische Begabung. Sie lassen uns an das Erbe der Kemptener Zeitungsverleger DANNHEIMER denken, der in den vordemokratischen Strömungen des Biedermeier ein Aufklärer und politischer Pädagoge des breiten Volkes sein wollte.

Und da war ein kämpferisch vorgetragener Protestantismus, der inmitten der katholischen Diaspora

Mainfrankens stets auffiel und der Kimas eigentliche geistliche Heimat anzeigte. Dieses bekennende Lutherthum mag zu einem Teil in dem Herkommen der Familie väterlicherseits aus dem altem Selbstbewusstsein einer protestantischen Reichsstadt wurzeln: Die SCHACHENMAYER und DANNHEIMER waren seit der Reformation stets evangelisch.

Hingegen weisen andere Grundelemente und weitere Züge im Wesen der KIMA, ebenso wie ihr zweiter Vorname ELISABETH, in eine ganz andere, mystische Landschaft in der Mitte Deutschlands. ELISABETH, geb. GRABE ist der Name ihrer Tante mütterlicherseits, die in der Kirchenprovinz Sachsen beheimatet und eines der 11 Geschwister ihres Großvaters, des evangelisch-lutherischen „Pastors“ THEODOR GRABE, war. Und in dieser Linie hat die KIMA auch stets den stärksten Einfluss auf ihren Glauben und ihre Persönlichkeit verortet, auch wenn sie in der wichtigen Lebensphase des Erwachsenwerdens, provoziert durch den Nationalsozialismus, im Ja zu diesem traditionellen Christsein schwächelte und zwischenzeitlich große Distanz zu ihren Wurzeln suchte.

Pfarrer aus der Kirchenprovinz Sachsen

Der Großvater mütterlicherseits, dieser hoch verehrte THEODOR GRABE, entstammte, wie auch seine Frau KATHARINA, geb. MÜLLER, einer ganzen Dynastie von Pfarrern, die in der Kirchenprovinz Sachsen beheimatet waren. Er hatte bei der Geburt der KIMA die Pfarrstelle von St. Andreas in THALE am Nord-Ostharz inne.

Er kümmerte sich dort um den Erhalt dieser hübschen Landkirche, die im Jahr 1788 für das alte „Unterdorf“ von THALE errichtet, aber inzwischen längst zu klein gewordenen war; und weil die Oberstadt von THALE, die sich direkt an die eindrucksvollen Naturdenkmäler von Bodetal und Rosstrappe an den Harzausläufern schmiegt, durch Eisenverhüttung so rasant gewachsen war, begann er dort 1902, unterstützt von der protestantischen letzten

deutschen Kaiserin und preußischen Königin AUGUSTE VIKTORIA (1858–1921), mit der Errichtung der größeren Petri-Kirche. Im gleichen Jahr ließ er den Friedhof zentral neu anlegen.

Dieser tüchtige Seelsorger und Kirchenbaumeister war der letzte Theologe unter den 12 Kindern des Oberpfarrers JULIUS GRABE. Dieser hatte in GRÖNINGEN nördlich von HALBERSTADT seine Pfarrstelle gehabt. Wie dieser Vater war auch der Sohn THEODOR Glied der preußischen „Kirchenprovinz Sachsen“, die konfessionell zur „Altpreußischen Union“ gehörte; in ihrem Bereich waren die Lutheraner auf Initiative des preußischen Königs FRIEDRICH WILHELM III. seit dem Jahr 1817 durch einen Konsens mit der Reformierten Kirche zu einer gemeinsamen Körperschaft „zwangsverheiratet“ worden; diese formale Ehe sollte die unterschiedlichen, eigenständig gewachsenen, meist lutherischen Traditionen der einzelnen Gemeinden und den Calvinismus der angesiedelten Hugenotten und des Herrscherhauses zu einer Kirchengemeinschaft verbinden.



Ahne aus einer Kette von Theologen: JOHANN FRIEDRICH MÖLLER (1789-1851),
Generalsuperintendent in Magdeburg

Diese „Kirchenprovinz Sachsen“ war ein Resultat der Neuordnung der preußischen Territorialverwaltung nach den Befreiungskriegen von 1813/15, als Preußen zum Kernland der Altmark und den Territorien der früheren Bistümer HALBERSTADT und MAGDEBURG weitere hessische und sächsische Gebiete hinzugewann. Das Konsistorium zur Verwaltung dieses Kirchenbezirks, dem ab 1843 Theodor